

VON DER LIEBE EINES PSYCHOPATHEN

Norbert Sternmut, NORM@N

(Wiesenburg Verlag, Schweinfurt 2008) 379 S., €15,90

Ist es nicht irgendwie schön und beruhigend, wenn es gelingt, ein Vorhaben zu vollenden, so wie es Sternmut nun gelingt, seine Trilogie abzuschließen. Nach ‚Der Tote im Park‘ (1999) und ‚Marlies‘, (2003) haben wir es nun also mit ‚Norm@n‘ zu tun. Wenn auch Bücherrücken entzücken sollten, dann dadurch, daß sie bekanntermaßen versuchen, neugierig auf das dem Einband anvertraute Buch zu machen. Da hieß es zum ersten Band: „Wer war nun wirklich ‚Der Tote im Park‘? Und wer oder was hat ihn getötet? Oder gab es überhaupt keinen Mord?“ Und zum zweiten Band heißt es, da „wird der Faden aufgenommen, wird es Tote geben und die Frage: gab es wirklich - Tote?“ Und schließlich heißt es zum nun vorliegenden dritten Band, es gehe „um den Schriftsteller ‚Norman‘, der ständig mordet. Oder gab es überhaupt keinen Mord.“ Aber so kommen wir nicht weiter.

Da hatte uns der (Autor-)Erzähler im ersten Band angekündigt: „Ich versuche gerade eine Geschichte zu schreiben, eine Art Kriminalstory, die aber die philosophischen Aspekte des Lebens mit beinhalten soll.“ Letzteres wäre übrigens auch das Mindeste, was wir von einem Sternmut-Buch erwarten wollen. Der Erzähler bezeichnet sich selbst als „Psychopath“ – der Rezensent sprach seinerzeit (vgl. KULT 10/99) von einem „Assoziationstaukel durch verschiedene Ebenen“ und stellte die Frage nach der Zielgruppe, denn der pure Krimiliebhaber werde „literarisch“ überfordert, der Literaturliebhaber wird sprachliche Schlacken entdecken. Den zweiten Band bezeichnete der Rezensent (vgl. KULT 18/03) dann endgültig als „negativ-dialektischen Krimi“, in dem alle scheitern: der Protagonist ist sich selbst nicht gewachsen – der Autor „befördert seinen Erzähler, seinen Protagonisten und seinen Leser ins Koma“ – der Leser muß scheitern, weil auch er quasi nur als Figur mißbraucht wird. Und nun will Norman „gut aus der Geschichte herauskommen“ – dabei ist der Leser noch immer nicht „gut“ hineingekommen.

Und nun heißt es also auf den Anfangsseiten: „Er ist krank, lebt in einer Welt, die nur noch partiell mit dem übereinstimmt, was wir als Realität sehen. (...) Sie können seine Welt nicht mit unserer Welt vergleichen.“ Inzwischen ist der Protagonist nur noch ein Fall für die Therapeuten und seine Neurologin spricht die weisen Worte: „Wer in einer kranken Welt nicht krank wird, kann auch nicht gesund sein.“ Norman selbst hat das Gefühl, daß ihm sein Gehirn nicht mehr gehört, nie gehört hat – daß er aber auch nie jemanden getötet hat. Und was verrät uns der Protagonist noch: „Wir verwenden Worte, um das Scheitern klug und spannend zu beschreiben.“ Dabei hat er allerdings ein schier unaufhebbares Dilemma: „Ich kann mit vorhandenen Worten nicht sagen, was ich sagen sollte.“ Und er erinnert daran, daß auch Sartre das Gefühl hatte, daß ihm die Wörter nicht ausreichen, um das zu beschreiben, was er eigentlich zum Ausdruck bringen will.

Was hilft es uns da, daß die Assoziation zu Hitchcocks Film ‚Psycho‘ wachgerufen wird (übrigens auch durch das Titelbild)?! Freilich auch Sternmuts Normans Mutter möchte nicht, daß er mit Frauen rummacht. Aber er kann nicht anders und dann tötet er sie – aber wohl nur in der Phantasie. Aber ach, wen interessiert eigentlich noch und immer wieder die alte Mutter-Sohn-Neurose?! Auch wenn sie hier indirekt per Email vermittelt wird. Der Erzähler ist besessen: „Diesmal darf nichts schiefgehen, muß es zum Erfolg kommen. Zur großen Erfolgsgeschichte. Eine neue Frau! Ein neuer Mord! Aber es ist nur „Gedankenschrott“, der ihn (Sternmut? Norman?) plagt. Dabei ist er „süchtig nach Frauen“ und „süchtig nach Literatur“. Aber da besteht eben drei Bücher lang das Problem: „Ich weiß nicht, wie Wirklichkeit geht. Ich schreibe über meine Schwierigkeit zur Wirklichkeit.“ Das könnte, nebenbei bemerkt, ein durchaus spannendes Thema sein! Und eine Psychologin hat Norman verraten, daß er vielleicht nicht mehr schreiben könnte, wenn er gesund wäre. Bereits über 170 Seiten vor Schluß verspricht Norman: „Hier erleben Sie das Ende eines Schriftstellers, eines Mörders.“ Aber es zieht sich, er assoziiert sehr unnachgiebig vor sich hin.

Etwas erzwungen wirkt die Ausweitung auf die Gesellschaftskritik: „Diese Mördergrube Gesellschaft. Diese Schlachtplatte Deutschland! (...) Ich werde nicht der letzte Mörder sein.“ Man kann ja alles mit allem rechtfertigen, v.a. das eigene Versagen mit fremdem. Und während Norman mit Ellen den Geschlechtsakt vollzieht, denkt er: „War dies Wirklichkeit?“ Das wäre ja immerhin eine angenehme These: real ist allein die Lust! Und dann fragt er sich wieder, ob man das Fernsehen nicht dazu nutzen sollte, freiwillig sukzessive zu verblöden – denn die Wirklichkeit wird „nur verblödet als erträglich empfunden.“ Und Norman tippt und tippt und denkt an seine Frauen – Ellen, Regina und Marlies und seine Mutter. Wie sehr sie ihn lieben und verkennen. Und er wartet förmlich auf seinen Zusammenbruch, wenn er nur noch in der Anstalt sitzen wird und irgendwo hinstarrt: „Ich schreibe meinen Untergang, breche ihn aus der Zeit heraus, die mir noch bleibt.“

Norman ist nicht mehr „in der Lage, neue negative Eindrücke zu verarbeiten.“ Und die Diagnose besagt, „daß ihm die Sprache nie ausreichend war. (...) Seine Wahrnehmung ist absolut. (...) er braucht die Literatur zu seiner Gesundung.“ Das Buch (und damit die Trilogie) endet eigentlich herzergreifend. Sternmut ist sein Stoff insgesamt aus der Façon geraten und er hat auch keinen zweiten ‚Stiller‘ geschrieben und er ist kein zweiter Proust – aber wir erleben hier ein interessantes Experiment, wie E & U-Literatur zusammengeführt werden können, wie sich Erotik und Intellekt begegnen können – und wie die Liebe eines Psychopathen eigentlich das Normalste auf der Welt sein könnte. Oder ging es hier um die trivialste Sache der Welt: Liebe und Tod, Libido und Thanatos – dann läßt sich nur feststellen: es gibt Menschen, die leiden scheinbar unauffälliger. Als Autor gönnt man sich eben den Luxus, exzessiv zu sein. Und so sind wir am Ende dieser nun über 10 Jahre hinschwärenden Lektüre erschüttert und genervt zugleich: wir haben in unser eigenes Grab geschaut – aber wir können nichts daraus lernen – denn Life is live! KS